Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **11 (1929)**

Heft 17

PDF erstellt am: **28.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Tit. Landesbibliothek
Bern

Zürich, 26. April 1929 | Erscheint jeden Freitag | 11. Jahrgang Nr. 17

Schweizer Frauenblatt

Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 10.30, halbjährlich Fr. 5.80, vierteljährlich Fr. 3.20. Für das Ausland wird das Porto zu obigen Preisen hinzugerechnet. / Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken.

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Zürich

Administration und Inseraten-Annahme: Orell A.-G., Zürich, **Tödistraße 9,** Telephon Selnau 65.49, Postcheck-Konto VIII/3001
Druck und **Expedition:** Buch- und Kunstdruckerei A. Peter, Pfäffikon-Zürich, Telephon 60.

Insertionspreis: Die einspaltige Nonpareillezeile oder auch deren Raum 50 Rp. für die Schweiz, 60 Rp. für das Ausland / Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Plazierungsvorschriften der Inserate. / Inseratenschluß Montag Abend

Wochenchronik.

Schweiz.

Die Schweiz im veränderten Europa, so lautet die Ueberschrift eines beachtenswerten Aufsatzes, den der Schriftsteller Dr. Paul Lang im Aprilheft der „Schweizerischen Monatsblätter für Politik und Kultur" veröffentlicht hat. Die Arbeit regt zum Nachdenken an, und mancher wird darin Stellen finden, die eine Bestätigung seiner eigenen Erfahrung und Beobachtung bilden. Der Verfasser geht von Graf Keyserlings umstrittenem Buche „Spektrum Europas" aus, in dem die Schweiz nach der Meinung vieler allzuschlecht wegkommt. Er weist nach, daß Keyserling eigentlich von unserem Lande nichts Schlimmeres sagt, als unsere eigenen Schriftsteller, Gottfried Keller, Jakob Boßhardt und jüngstens Otto Wirz schon ausgesprochen haben. Neben den schweizerischen Geisteshoren wird auch die deutsche Schriftstellerin Ricarda Huch zitiert, die unserem Land in ihrem Buche „Luthers Glaube" bittere Wahrheiten widmet.

Dr. Lang faßt den Inhalt seines gedankenreichen Aufsatzes in 14 Thesen zusammen, von denen die letzte im Grunde genommen alle vorangehenden in sich schließt: „Im Hinblick auf unsere Zwergrolle im veränderten Europa dürfen wir uns den Luxus fortwährender Kräftevergeudung durch Doppelspurigkeiten aller Art, die aus Beharrungsträgheit zu erklären sind, nicht weiter gestatten. Großzügige Lösungen verwickelter Fragenkreise erheischen aber großzügige Persönlichkeiten. Es muß die Aufgabe gestellt werden, sie der Politik zu gewinnen." — Nach Dr. Langs Ausführungen hat sich die reine Demokratie überlebt; aus der Wahrheit ist sie zur Lüge geworden. Um aus ihrer Erstarrung herauszugelangen, muß sie ein Stück Aristokratismus in sich aufnehmen. Sie muß sich so gestalten, daß in ihr die Besten, die Aristokraten der Gesinnung und der Tüchtigkeit regieren, Persönlichkeiten von schöpferischer Kraft, die vor dem Schwanken der Volksgunst nicht zittern. Diese Aristokratie findet sich in allen Volksschichten und auf allen Einkommensstufen. Es gilt lediglich ihr die Bahn zur Führerschaft freizumachen. Sozialaristokratismus nennt Dr. Lang das, was unsere Politik erfordert.

Von politischen Frauenrechten und von der Erneuerung, die aus ihnen dem politischen Leben erwachsen könnte, spricht der Verfasser kein Wort, und doch hat sich gerade hierin die Demokratie weder überspannt noch überlebt. Da ist sie noch völlig unausgenützter Boden, der reiche Möglichkeiten in sich schließt. Die Einführung politischer Frauenrechte bildete für die Schweiz sicherlich einen wesentlichen Schritt zur Auffrischung und zur Anpassung an das „veränderte Europa".

Abrüstungskonferenz in Genf.

Die vorbereitende Abrüstungskonferenz in Genf läßt sich besser an, als der ihr vorangegangene Ruf erwarten ließ. Neuerdings ist es eine vom Vertreter der Vereinigten Staaten Gibson abgegebene Erklärung über die Abrüstung zur See, welcher allgemein große Bedeutung zugemessen wird. Die englische Regierung hat bereits beschlossen, dieselbe unverzüglich einer Prüfung zu unterziehen. Die japanischen Marinebehörden nahmen sie mit einigen Vorbehalten günstig auf. Die amerikanische Erklärung ist das Werk des neuen Präsidenten Hoover. Sein Bemühen zielt auf ein Abkommen über die Herabsetzung der bestehenden Rüstungen hin und nicht nur auf eine Beschränkung der Kategorien, die unter Umständen zu Neubauten führen könnte. Der Hooversche Vorschlag hat in den Vereinigten Staaten selbst überrascht. Er wird von den Marinebehörden als ein Verzicht auf die bisherige amerikanische Abrüstungspolitik bezeichnet und als ein Prüfstein für die aufrichtige Gesinnung der andern Großmächte gegenüber dem Kellogg-Pakt.

Ausland.

Die Verhandlungen der Reparationskonferenz traten in ein äußerst kritisches Stadium vom Augenblick an, da der deutsche Delegationsführer der Forderung der Alliierten sein Memorandum gegenüberstellte. Dasselbe verlangt einerseits den Wegfall gewisser wirtschaftlicher Beschränkungen, welche die deutsche Wirtschaft und Verwaltung an einem selbständigen Finanzgebahren hindern, anderseits bringt es einen Vorschlag, in dem auf 37 Jahre eine gleichbleibende Annuität von 1650 Millionen Goldmark angeboten wird. Zwischen letzterm Angebot und der 40 Milliardenforderung der Alliierten ergibt sich eine Differenz von 13 Milliarden. In der Begründung der deutschen Vorschläge wies Dr. Schacht darauf hin, daß die volle wirtschaftliche Leistungsfähigkeit Deutschlands nur erreicht werden könne, wenn ihm die vorkriegszeitlichen Hilfsmittel, die Kolonien und der Danziger Korridor zur Verfügung stehen. Das deutsche Angebot in Verbindung mit den in das Politische streifenden Ausführungen Dr. Schachts rief in Paris einen Sturm der Entrüstung hervor. Die Presse schrieb über Entgleisung, über Abbruch der Konferenz durch deutsche Schuld und verlangte die Abberufung von Dr. Schacht. Dieser war über Sonntag nach Berlin gefahren, um seiner Regierung Bericht zu erstatten. Die deutsche Regierung stellte sich gegenüber der französischen Aufregung auf den grundsätzlichen Standpunkt der Unabhängigkeit der Konferenzdelegierten. Dr. Schacht kehrte nach Paris zurück. Da man auf beiden Seiten ein Interesse daran hat, daß die Konferenz nicht scheitert, so ließ sich die Abbruchstelle überbrücken. Die Verhandlungen gehen weiter. Umsonst erhoffte man bis dahin, daß die amerikanische Delegation mit einem Plan für finanzielle Erleichterungen herausrücke, der den Knoten durchschneiden würde.

J. M.

Gegen wen? — Gegen den Krieg!

In einer Gesellschaft lernte ich kürzlich einen jungen Mann kennen. Er zählte wenig mehr als dreißig Jahre. Er trug ein merkwürdig verschlossenes Wesen mit sich herum. Ein unbewegtes Gesicht, über das es — seltsamer Gegensatz! — von Zeit zu Zeit wie eine Flamme zuckte . . . Sprach er, so tat er es so, als ob Worte eigentlich etwas sehr Unwichtiges wären! Lachte er, so geschah es in einer blasiert-überlegenen Weise, als ob es eigentlich recht wenig Fröhliches auf der Welt gäbe. Ab und zu aber dröhnte eine Lache auf, so brutal, so höhnisch, so verzerrt, daß man aufschrack. Bevor man aber Zeit hatte, sich zu fragen, was an diesem Lachen so erschütterte, lag schon wieder die starre Maske gesellschaftlicher Konvention über dem Gesicht des jungen Mannes. — Es fällt mir im Allgemeinen nicht schwer, Brücken des Verständnisses zu den Menschen zu finden. Hier aber war alles dunkle, eigenartig-herbe Abwehr. Erst nach längerer Zeit erfuhr ich, was diese Seele geformt hatte: der Krieg. In der Schweiz aufgewachsen, ein Deutscher von Geburt wurde der Junge bei Kriegsausbruch von seinen Eltern in den Krieg geschickt, den „romantischen" Krieg.

„Es war damals Ehrensache. Wußten und überlegten Eltern jenesmal, was für eine Hölle das war? War es nicht einfach Pflicht? Konnte der Einzelne gegen die Massensuggestion aufkommen? Herrschte nicht Gewalt?" So fragte der junge Mann. — Und während er von seinen Eindrücken erzählte, war er plötzlich nicht mehr verschlossen. Das sprudelte hervor aus tiefsten Schächten der Seele! Worte sprangen von seinen Lippen, gepeitschte, leidenschafterfüllte, von einer wilden Lust nach letzter Offenheit getriebene. Es war, als ob all die schauerlichen Ereignisse, obgleich sicherlich im Laufe der Jahre oftmals erzählt, sich immer wieder aufs Neue eingekapselt hätten, als ob er das Erlebte letzten Endes auch heute noch nicht mit ruhigen wissenden Augen ansehen könnte, als ob alles im Geheimen ständig weiterarbeitete, weiterschmerzte, einfach nicht überwunden werden könnte, als ob das seiner ganzen Seelen- und Geistesstruktur einen unabwendbaren Stempel aufgedrückt hätte — nur so konnte ich mir den elementaren Ausbruch erklären. Die Stimme des Erzählenden tönte oft eisern, dann wieder voll Entsetzen oder auch höhnisch-kalt, so als ob sie anhaltend und verächtlich betonen möchte: Was begreift ihr andern davon, ihr, die es doch nicht miterlebt habt! Und hart schloß er: „Als ich drei Feinde vor mir sah, griff ich zu. Den einen erschoß ich — guter Kopfschuß. Dem zweiten stach ich das Bajonett in den Bauch — er sprang hoch auf. Den dritten bekam ich an der Gurgel zu fassen, ich würgte ihn — dann erhielt ich selber einen Schuß und blieb ohnmächtig liegen. Ich wurde gefangen. Und damit gerettet."

Der da erzählt, ist ein Mörder, schoß es mir durch den Kopf, und wenn wir den Krieg mit unsern üblichen gesellschaftlichen Begriffen ansähen, würden wir uns schaudernd von ihm abwenden, und das Gefängnis würde ihn auf Lebenszeit aufnehmen. Nun aber fühlen wir bloß, heftiger vielleicht als bei einem Einzelmord, daß wir alle mitschuldig sind . . .

*

Zufälligerweise lernte ich einige Tage später wieder einen Menschen kennen, der den Krieg mitgemacht. Auch er ein merkwürdig verschlossener Mensch, blaß, mit aufeinandergebissenen schmalen Lippen, ein Mensch von eiserner Arbeitskraft, der dem Geld nachjagte und es gewann — und der doch den geringsten Komfort schätzte, wie ein harmloses Kind. „Mein Gott, wie viel wir Menschen doch besitzen", sagte er oft. „Wir haben ja keine Ahnung, wie gut wir es haben. Ich schlage vor, daß man einmal von dem spreche, was man hat, statt immer von dem, was man nicht hat." Dieser Mensch machte mich auf das Buch „Im Westen nichts Neues" aufmerksam.

„Ich las es an einem der letzten Frühlingsnachmittage droben am Berg", sagte er. „Ich mußte weinen wie ein Schloßhund, und während zwei Tagen mochte ich das Leben nicht mehr ausstehen." Er ist ein harter Mann — aber er weint, wenn an seine Kriegserinnerungen gerührt wird — war er auch vor dem Krieg „hart"? Er weint — und geht herum wie ein Gezeichneter, ein Wissender um die letzten Abgründe der Menschheit . . .

Gezeichnete, Wissende um das Entsetzlichste, heute noch, sie alle, die im Krieg waren . . . Noch heute schweigen sie?

*

Nein, heute beginnen sie zu reden. Während Jahren mochte man nichts mehr vom Krieg hören. Er ist vorbei, es war zu trostlos, begraben wir ihn — so war die Stimmung. Latzkos Bücher waren damals ein Versuch, die Menschheit gegen den Krieg aufzuhetzen. Sie verhallten mehr oder weniger.

Heute aber geht eine Welle der Empörung durch die Welt, gegen den Krieg. Eine Welle, die von der Literatur getränkt wird. Ein Glück, daß es so ist. Denn die Gefahr war groß, daß man alles, was geschehen, lautlos in das Grab der Vergessenheit versenkte. Um eines Tages neu mit dem alten Schrecken zu beginnen? Jetzt aber steht alles wieder deutlich vor uns. Auch vor dem, der es nicht selber miterlebte. Das oben erwähnte Buch hat einen Erfolg zu verzeichnen, wie er in der Literatur beispielslos ist. Geschrieben ist das Buch

„Im Westen nichts Neues"

von Erich Maria Remarque, einem Lehrer. Erschienen im Propyläenverlag Berlin. Zwei große Verlagshäuser wiesen das Buch zurück. Heute hat es 400,000 Exemplare erreicht. Es ist soeben ins Englische übersetzt worden, wird in England und Amerika gelesen und diskutiert; man schlägt den Autor als Nobelpreisträger vor . . .

Es läge also keine Ursache vor, noch besonders auf das Buch hinzuweisen. Und doch möchte man es tun, so lange, bis jede Frau, jede Mutter dies Buch kennt, und es innerlichst in sich aufgenommen hat. Denn 400,000 Bücher, das bedeutet ja erst eine Besitzerschar so groß wie die doppelte Zahl von Zürichs Einwohnern! So enorm diese Zahl auch ist — sie

---

Feuilleton.

In der Küche und auf der Marktstraße.

Aus: Mirza Riza Khan Arfa: „Der Gesang der dunklen Wasser".

(Schluß.)

In dem alten Yali war Aschtji-Baschi weit mehr als ein gewöhnlicher Koch. Er kam vielmehr dem Nazir, dem Intendanten, nahe. Durch seine Hände ging das Geld, das auszuteilen war. Und er machte die Einkäufe, die großen und die kleinen.

Morgens ganz früh konnte man ihn immer gleich würdig in einem der kleinen offenen Cafés an der engen unregelmäßigen Marktstraße sitzen sehen, natürlich den langen schwarzen Rock bis an den Hals zugeknöpft und den roten Fez der Wärme wegen ein bißchen in den Nacken geschoben. Dann hielt er seine Gebetschnur in der Hand und sah tiefsinnig aus. Man hätte glauben können, daß er bete, aber eigentlich machte er nur in Gedanken seine Rechnungen. Und die Kugeln ersetzten ihm die Rechentafel. Auf einem niedrigen Tisch vor ihm stand eine kleine Tasse schwarzen Kaffees und eine eben erst erloschene Nargileh, deren Schlauch er sorgfältig neben sich gelegt hatte, damit er nur die Hand auszustrecken brauchte, wenn er die gurgelnden Laute in der Wasserpfeife von neuem erwecken wollte.

Man könnte vielleicht meinen, es sei eine wunderliche Art zu kaufen und zu handeln gewesen. Aber es war hier wohl doch das einzig Richtige. Denn wenn er auch anfangs allein saß, so dauerte es nicht lange, bis alle die, welche etwas an ihn verkaufen wollten, einen Halbkreis um ihn gebildet hatten.

Alle kamen sie von selbst zu ihm: der Fleischhändler, der Gemüsehändler, der Käsehändler und der Hauriji, der seine Schalen mit dicker Milch auf zwei schwankenden Tabletten trägt, an einem Bambusrohr, das auf seiner Schulter balanciert. Alle führen ihre Läden mit sich. Alle gestikulieren lebhaft und laut, alle sind zudringlich und verstehen sich auf die Kunst des gegenseitigen Ueberbietens. Alle wissen dem Käufer zu schmeicheln. Und alle tun so, als ließen sie ihre Ware so sehr, daß nur das noch größere Interesse für das Wohl des Kunden sie zu dem schweren Entschluß bestimmen konnte, sich von ihr zu trennen.

Doch Aschtji-Baschi weiß, daß es nicht zum guten Ton gehört, auch nur das geringste Interesse zu bekunden. Ja, manchmal kommt es sogar vor, daß er Trick-Track, ein Damespiel, mit einem der Kaffeegäste zu spielen anfängt; dann müssen alle die gestikulierenden Händler stehen bleiben und warten.

„Eile mit Weile!" war der Wahlspruch Aschtji-Baschis. Und wenn er sich endlich entschloß, mit dem Einkaufen anzufangen, dann war schon die Ungeduld der Verkäufer so hoch gestiegen, daß es ihm ein Leichtes war, die Preise herabzudrücken. Und vielleicht war das eine kleine maskierte Kriegslist.

Der ambulierende Fleischhändler leitete gewöhnlich das Geschäftliche ein. Mit einem Schlag auf den Schenkel weckt er sein schlafendes Pferd, das die abgezogenen Hammelrümpfe trägt, die in Reihen an jeder Seite unter einem weißen dünnen Tuch hängen. Der Türke verzehrt weder Kalb- noch Ochsenfleisch, das überläßt er Christen und Juden.

Wenn man diesem Fleischhändler glauben darf, der eine Beredsamkeit ohne gleichen entwickelt, so ist er nicht nur der beste in ganz Stambul, sondern in der ganzen Türkei. Und was er verkauft, ist eitel Wunderwerk. Seine Schafe haben nicht trockenes Gras am Wegrande genagt oder etwa in der Sonnenhitze dürstend ihre spärliche Nahrung zwischen den Bergklüften gesucht. Nein, weit entfernt, sie sind mit vergoldeten kranzgeschmückten Hörnern zwischen Blumen gewandert und ihre buschigen weißen Schwänze sind immer mit himmelblauem Seidenband umwickelt gewesen. Ihr Fleisch ist deshalb ein lieblicher Segen und wohlschmeckend wie eine paradiesische Belohnung. Darum sind sie auch nur für ihn, Aschtji-Baschi, den Grandseigneur unter allen Kochkünstlern, geschlachtet worden.

Ach! Ach! er nimmt alle Umstehenden zu Zeugen — diese schönen fettschwänzigen Schafe sind weichen, feinwolligen Lämmer, wie sehr hat er sie nicht geliebt! Wie seine eigenen Kinder hat er sie mit aller möglichen Zärtlichkeit gepflegt! Aber Allah habe ihm eingegeben, daß der große Yali am Bosporus gerade heute dieses weiße Lamm, diesen fetten Hammel zu haben wünsche. Und deshalb habe er weinend die Keule auf ihre unschuldige Stirn fallen lassen.

Es ist ja ganz unmöglich, einer solchen Beredsamkeit zu widerstehen. Es ist ja geradezu seine Pflicht, dieses Lamm und diesen Hammel zu kaufen, da Allah sich selbst die Mühe gegeben, sie für ihn auszusuchen. Und danach handelte auch Aschtji-Baschi; wenigstens kaufte er die Hälfte von jedem Tier, ob er es nun nötig hatte oder nicht.

Der Fleischhändler fischt jetzt aus einer tiefen Hintertasche ein kleines Notizbuch heraus. Alles in Konstantinopel wird auf Buch gekauft. „Geld in die Hand" — das gehört nicht zu den alltäglichen Vorkommnissen. Geld ist für ein großes Haus wie den alten Yali etwas Sonntägliches. Nur der Pascha selbst hat es, und auch er nicht immer. Die türkischen Diener werden nicht monatlich abgelohnt wie die Diener in Europa. Wenn sie sich verheiraten, bekommen sie ihren langjährigen Lohn in einer einzigen Summe auf einmal, wie eine Art Mitgift, ausgezahlt.

Der Nazir selbst bekommt das Geld für die Haushaltsaufgaben nicht im voraus. Wenn der Monat zu Ende ist, werden die Bücher zusammengerechnet: die merkwürdigen Schriftzeichen der Bücher, hingesetzt von Leuten, die nicht schreiben können, um von anderen nachgesehen zu werden, die nicht lesen können. „Allah belir" — Allah weiß! — das genügt.

Der Fleischhändler ist übrigens ein Türke. Sein wandernder Schreibtisch ist das Hinterteil des Pferdes. Da dieses aber die ganze Zeit gegen die Fliegen tritt und mit dem Schwanze schlägt, so werden die schwer deutbaren türkischen Schriftzeichen, von ungeübter Hand gemacht, noch bizarrer.

Aber das tut ja nichts. Käufer und Verkäufer wissen ja beide, daß all dieses Schreibwerk eigentlich nur zum Scheine da ist. Und beide verlassen sich auf ihr gutes Gedächtnis, das bei den Ungebildeten im Orient wirklich bis zur Vollendung geschult ist.

Dann kommt der Gemüsehändler an die Reihe. Sein wandernder Laden besteht aus einem riesengroßen runden Präsentierbrett, das auf dem Kopf getragen wird. Und es gleicht eher einem geschmackvollen Bukett als einer Sammlung von Gemüsen. Alles ist symmetrisch nach Farben angeordnet.

In der Mitte liegen die Auberginen glänzend und tiefschwarz. Sie haben über sich einen blauen Schimmer, weil die Tomaten dicht neben ihnen so brennend rot sind. Und dann folgt der hellgrüne Kranz der jungen Erbsen. Sie reiben ihre vollen festen Schoten aneinander, die wie gespanntes Leder knirschen. Dann folgen die Gurken in allen Formen, launig gewunden wie Schlangen oder wie Aepfel gerundet. Und dann am äußern Rande, dicht gereiht „Banjan", dreieckig und dunkelgrün. Dieses wunderbare Gemüse, das sich mit seinem milden Geschmack sammetweich auf die Zunge legt, ist einige Meilen weiter fort in Europa nicht einmal dem Namen nach bekannt, aber in der Türkei gilt es für eins der besten.

muß noch **viel** größer werden ... Solche Bücher sollte man als Anschauungsmaterial in den Schulen benützen ...

*

Solche grausame, unerbittliche, „kulturlose" Bücher? Ja. Denn es kann gar nicht unerbittlich, gar nicht grausam, gar nicht kulturlos genug sein. So ist eben der Krieg. Und wozu „Literatur", wo das reale Leben viel stärker ist? Nur diese rücksichtslose Art, die Dinge zu zeigen wie sie tatsächlich sind — nur **sie** vermag es, in uns jenen Abscheu und jene absolute Verneinung des Krieges zu erregen, die wir notwendig haben, wenn wir dieses barbarische Auseinandersetzungsmittel der Völker aus der Welt schaffen wollen. Nein, Remarque macht keine „Literatur"! Wenn auch seine Erlebnisse durch eine empfindsame Seele hindurchgehen, so ist das Ganze doch nackte, sachliche, beinahe photographisch-treue Wiedergabe entsetzlicher Geschehnisse.

Er weiß um alle Grauen des Krieges. Er, der Jüngling, zu Hause behütet, wie all die Tausende von Jünglingen, die fielen oder heute als „Gezeichnete" herumgehen, er kennt die letzte Not und Verlassenheit des Menschen, wenn er nächtelang im Sumpf eines Granattrichters kauert, wehrlos sich duckend unter dem Kugelregen, neben sich einen Toten den er ermordet hat und mit dem er fiebernde Zwiesprache hält! Er ist verlaust und verflucht, er sieht seine Kameraden fallen, ist Zeuge ihrer entsetzlichen Verwundungen und Schmerzen; er hört nachts den Schrei der verwundeten Pferde und das Wimmern seiner Freunde, die im Stacheldraht tierisch verenden. Er kennt die mit eisig-tötlichem Humor getränkten Witze, die glaubenslos aus tausendfach vernichteter Gefühlswelt herausspritzen; er kennt die grenzenlose Gleichgültigkeit gegen alles Leben, und er trägt in sich den glühend auflodernden Lebenstrieb, der andere dahinmetzelt, um sich selber zu retten. Und während die Zeitungen verkünden „Im Westen nichts Neues" — da geschieht tatsächlich nichts Neues, als daß Millionen in der unausdenkbaren Hölle der Kanonen und Schrapnell liegen, und sekündlich davor zittern, daß ihr sowieso verwirktes Dasein **tatsächlich** zu Ende sei. Da geschieht nichts Neues, als daß die zarten Knaben und die starken Männer unserer Erde hingemetzelt werden.

Furchtbar die Schilderungen der Angriffe. Ergreifender aber noch die Eindrücke des Urlaubs in der „Heimat". Wie grenzenlos verloren und entwurzelt und preisgegeben der junge Soldat sich hier fühlt, wo satte Bürger im Wirtshaus vom „goldenen Humor der Truppen" faseln, wo sie anfeuern, den „Franzmann zu verkloppen", „durchzuhalten," ... „ein bißchen vorwärts zu machen mit eurem ewigen Stellungskrieg!" Grauenvoll, just um der simpeln Darstellung willen, die Stelle wo der Jüngling seine Mutter nicht aus ihrer Ahnungslosigkeit über die **wirklichen** Erlebnisse im Krieg herauszureißen wagt.

„War es sehr schlimm draußen, Paul?" — Mutter was soll ich darauf antworten? Du wirst es nicht verstehen und nicht begreifen. Du sollst es auch nie begreifen. War es sehr schlimm, fragst **du**, **du Mutter**!"

Und beim Abschied ermahnt ihn die krebskranke Frau: „Nimm dich vor den Frauen in acht in Frankreich. Sie sind schlecht dort." „Ach Mutter, Mutter, für dich bin ich ein Kind. Warum kann ich nicht den Kopf in deinen Schoß legen und weinen. Warum muß ich immer der Stärkere, Gefaßtere sein, ich möchte doch auch einmal weinen und getröstet werden; im Schrank hangen noch meine kurzen Knabenhosen — es ist doch erst so wenig Zeit her, warum ist es denn vorbei?"

Eine Frau warnt den Sohn vor Frauen — und weiß nicht, daß die schlimmsten Frauen eine wahrhaft kindlich-kleine Gefahr sind im Vergleich zu den grauenhaften Eindrücken, die Tag und Nacht in der Soldaten Hirn sich einhämmern. Ist nicht diese winzige Stelle ein Vorwurf an alle Frauen der Welt, daß sie so oft Wesentliches übersehen und am Unwesentlichen hängen bleiben.

„Das Buch will den Versuch machen (so schreibt der Verfasser u. a. in der Vorbemerkung) über eine Generation zu berichten, die vom Kriege zerstört wurde, auch wenn sie ihren Granaten entkam." Und an einer andern Stelle heißt es: „Wir sind verbrannt von Tatsachen. Wir kennen Unterschiede wie Händler und Notwendigkeiten wie Schlächter. Wir sind nicht mehr unbekümmert — wir sind fürchterlich gleichgültig. Wir sind verlassen wie Kinder, und erfahren wie alte Leute, wir sind roh und traurig und oberflächlich — ich glaube wir sind verloren."

Eine erschütternde Beichte ist dies Buch. Einfach, tatsächlich, beinahe ohne Anklage. Und doch erfüllt von einem einzigen Schrei! „Ich weiß, all' das, was jetzt, so lange wir im Krieg sind, versackt in uns wie ein Stein, wird nach dem Kriege wieder aufwachen, und dann beginnt erst die Auseinandersetzung auf Leben und Tod. Die Tage, die Wochen, die Jahre hier vorn werden noch einmal zurückkommen, und unsere toten Kameraden werden dann auferstehen und mit uns marschieren, unsere Köpfe werden klar sein, werden ein Ziel haben, und so werden wir marschieren, unsere toten Kameraden neben uns, die Jahre der Front hinter uns; — gegen wen, gegen wen?"

*

Die Antwort ist unschwer zu finden: **Gegen den Krieg**! Und die Pflicht, diesen Ruf zu hören und in sich aufzunehmen, haben in allererster Linie wir Frauen. Frauen, Trägerinnen des Lebens! Eine Frau war es ja auch, die als erste einen flammenden Protest gegen den Krieg erließ: Bertha von Suttner.

Heute spricht ein Mann zu uns und er ist nicht allein. Andere Kriegsbücher („Jahrgang 1902", „Krieg" etc.) sind außerdem erschienen. Nun ist das volkstümliche Material da, worauf die **wirkliche** Kriegswissenschaft sich aufbauen kann. Und die Frauen **müssen** dies Material kennen um innerlich die Konsequenzen zu ziehen. Sie, die **direkter** mit dem Leben verflochten sind als die Männer, mögen sich mit ihrer ganzen Seele hineinversetzen in alle Grausamkeiten, die das Buch aufdeckt. Es ist ein schmerzhaftes Unterfangen, seinen Sohn, seinen Mann, seinen Bruder, seinen Freund anstelle der Remarque'schen Soldaten in die Schützengräben zu denken, sich vorzustellen, daß unsere Nächsten das erlebt hätten, was Millionen von Ueberlebenden in Einsamkeit und Qual in sich tragen. Aber vielleicht ist es unerläßlich, damit wir Frauen der Jugend den Abscheu vor dem barbarischen Gewaltmittel des Krieges einpflanzen, damit wir sie vom falschen Heldenbegriff bewahren, damit die lächerliche Lüge vom „frischfröhlichen Krieg" im Keim erstickt werde ...

Die Frauen müssen es wissen, daß nur politische Gleichberechtigung ihnen die Möglichkeit in die Hand gibt, die öffentliche Meinung der Staaten in pazifistischer Richtung zu beeinflussen, und daß sie ihre tiefstgehenden Pflichten an der Menschheit erst dann ganz erfüllen können, wenn sie sich die Rechte hiezu erkämpft haben.

Elisabeth Thommen.

Die Initiative zur kantons- oder gemeindeweisen Einführung des Branntweinverbots (Lokaloption)

Von Nationalrat Dr. Tschumi,
Präsident des Schweizer. Gewerbeverbandes.

Jede Frage hat ihr „Für und Wider". Auch die Branntweininitiative kann in guten Treuen **verschieden beurteilt werden.** Nicht nur das „Alkoholkapital", sondern auch sehr ernsthafte Männer sehen sich veranlaßt, sie abzulehnen. Um unsere Leserinnen daher auch mit den Gegengründen bekannt zu machen, haben wir Herrn Nationalrat Dr. Tschumi gebeten, sie uns zusammenzufassen. Wir sind ihm für seine Bereitwilligkeit zu Dank verpflichtet. D. Red.

Von der Redaktion des „Schweizer Frauenblatt" wurde von mir eine objektive Kundgebung meiner Einstellung zur Branntwein-Initiative gewünscht. In dieser Sache möglichst objektiv zu sein, ist schon deshalb eine strenge Pflicht, weil nach meinem Empfinden Gefühlsmomente die ruhig abwägende Stimme der Vernunft da und dort zu ersticken drohen.

Was will die Initiative?

Nach dem jetzt geltenden Artikel 32ter soll ein neuer Artikel in die Bundesverfassung aufgenommen werden, der folgendermaßen lautet:

„Die Kantone und Gemeinden sind berechtigt, auf ihrem Gebiete die **Fabrikation** und den **Verkauf** der gebrannten Wasser, die zum Genuß bestimmt sind, zu verbieten.

Der Erlaß oder die Aufhebung solcher Verbote können sowohl nach den Bestimmungen des kantonalen Rechts erfolgen, als auch durch Volksabstimmungen in dem Kanton oder in der Gemeinde, wenn ein Zehntel der Stimmberechtigten eine solche verlangt."

Der Initiative soll die aufrichtige Anerkennung nicht versagt werden, daß sie durchaus edlen Motiven entsprungen ist. Sie setzt sich die Eindämmung des mißbräuchlichen Schnapsgenusses zum Ziel, und für die öffentliche Tätigkeit dürfte es kaum ein dankbareres Feld geben, als gerade dieses. Und wenn ich mich zu dem Urteil hätte durchringen können, daß die Initiative den gewollten Zweck auch nur zu einem Teile zu erreichen vermöchte, so wäre es mir eine Herzenssache gewesen, sie mit ganzer Kraft zu unterstützen. **Aber sie ist ein Fehlschlag,** wie die bundesrätliche Botschaft zutreffend sagt, und den Beweis hiefür will ich nun antreten. Mehr noch, **auch zugleich noch feststellen, daß sie in der Schnapsbekämpfung weit eher einen Hemmschuh bilden würde.**

1. Die kantonsweise Einführung des Branntweinverbots halte ich heute für ausgeschlossen. Auch die Optimisten im Lager der Abstinenten denken gar nicht daran. Werden die Gemeinden vorgehen? **Ganz sicher diejenigen nicht, in denen der Schnapsgenuß allgemein ist.** Sie werden keine Mehrheit zustande bringen. Also gerade an den gefährlichsten Orten wird die Initiative versagen. **Den Kampf gegen den Alkoholmißbrauch in solchen Gemeinden wirksam aufzunehmen, bedarf es eines entschiedenen allgemeinen Volkswillens.**

Aber eine Wirkung in den Gemeinden würde die Initiative doch haben. Sie würde den **Unfrieden** in sie hineintragen und Kämpfe von einer Erbitterung auslösen, an die man lieber nicht denken möchte. **Je näher beieinander, desto heftiger platzen die Meinungen aufeinander und desto größer ist der Haß von Haus zu Haus.** Und selbst im Falle des Verbots wäre für die Bekämpfung des Schnapsgenusses nichts gewonnen; denn die Schnäpse selbst könnte man sich dennoch beschaffen. Man brächte sie von außerhalb der Gemeinde ins Haus hinein, wo sie sogar den Kindern zugänglich gemacht wären. **Und das Gemeindeverbot würde als steter Anreiz zu diesem Vorgehen wirken.** Man hätte wieder einmal den Teufel mit dem Beelzebub ausgetrieben.

2. Wie wird man im Falle der Annahme des Verbots argumentieren? „So, jetzt haben wir etwas getan, jetzt werden die Brennhäfen von Gemeinde wegen aus den Bauernhäusern geschafft und ein mehreres ist nicht mehr nötig." Mit andern Worten, **für eine durchgreifende Alkoholreform, wofür die besten Geister unseres Volkes einstehen, wäre einstweilen kein Raum mehr.** Und diese Alkoholreform müssen wir anstreben; **sie muß kommen und bald kommen.** Auf diesem Felde werden wir Mitkämpfer der Abstinenten und aller derer sein, die für die allgemeine Volkswohlfahrt ein Herz haben. **Weil die Lokaloption uns den Weg zu diesem unendlich viel höheren und dann tatsächlich wirksamen Ziel verrammelt, bekämpfen wir sie** — aus der Ueberzeugung heraus, damit für die Volksgesundheit das bessere anzustreben. Gegen den Branntweinmißbrauch muß ein ganzes Volk und nicht eine einzelne Gemeinde in den Kampf treten.

3. Mit der Annahme, es könnten Liköre und Spirituosen gänzlich „ausgetrieben" werden, ginge man gründlich fehl. Nur ein weltfremder Mensch kann sich in einem solchen Gedankenkreis verirren. Amerika ist trocken gelegt — durch Verfassung und Gesetz.

Wirklich trocken gelegt? Nein, soviel weiß man auch bei uns, daß trotz drakonischen Strafen sich die Amerikaner alkoholische Getränke — und dann vielfach schlechtes Zeug — zu verschaffen wissen und sich sogar die Aufsicht führenden Polizeiorgane hierin nicht frei von Schuld wissen, und wie sie sich außerhalb ihres Kontinents für etwa erlittene Einschränkungen schadlos halten, darüber hole man bei der Pariser Polizei Auskunft ein.

Kann man die Spirituosen nicht gänzlich „vertreiben", so kann man sie doch besteuern, und diese fiskalische Belastung, die übrigens wahrscheinlich eindämmender wirkt als Verbote, kann man einem großen Zwecke dienstbar machen, der **Sozialversicherung,** durch die wir unsere Männer und Frauen wenigstens zu einem Teil von der Angst befreien, sich im Alter der Sorge und Not anheim gegeben zu sehen.

Tabak und Branntwein sollen uns die Mittel beschaffen helfen, das größte Werk zu schaffen, das die Eidgenossenschaft seit der Verfassung von 1848 an die Hand genommen hat.

Dieses hohe Ziel wird durch die Lokaloption gefährdet, weil sie eine durchgreifende Alkoholreform in Frage stellt. Heißt das nicht, einem Phantom nachjagen und darüber vergessen, wie viel besseres, höheres unsere Kräfte herausfordert!

4. Und wie steht es mit dem Gerechtigkeitssinn in dieser Initiative, die für event. stillgelegte Brennereien keine Entschädigung vorsieht? Ich will von den bäuerlichen Brennhäfen, in denen bloß bescheidene Beträge investiert sind, gar nicht einmal sprechen, aber von den **gewerblichen Brennereien,** deren Anlagen bedeutende Summen nötig machten und die das ganze Vermögen manch eines Besitzers darstellen. Kann man durch einen Gemeindebeschluß — denn Entschädigungen wird keine Gemeinde ausrichten — einen solchen Mann kurzerhand ruinieren? Ein Abstinent wird vielleicht einwenden: „Jawohl, warum hat er Schnaps hergestellt!" So einfach liegt aber für mich die Sache nicht. Die Anlage wurde nach Maßgabe unserer staatlichen Ordnung erstellt; man kann sie nicht einfach wegdekretieren. Sonst ade Gewerbefreiheit!

5. Im Kampfe gegen den **Schnapsmißbrauch wäre** die Lokaloption nichts als ein **einsichtsreudes, untaugliches Mittel.** Mit dem Gemeindeverbot würde man die Trinkbranntweine als etwas köstliches hinstellen, deren Beschaffung auf jeden Fall bewerkstelligt werden müßte. Oder hat uns das Absinthverbot hierin nicht eine Lehre gegeben? Soll man an solchen Erfahrungen achtlos vorübergehen? So könnte das Verbot zum **Schädling** werden und gerade das Gegenteil von dem erwirken, was wir zu erreichen wünschen.

Weg mit solchen kleinen, unwirksamen und sogar verderblichen Mitteln! Einer vernünftigen Alkoholreform entgegen! In den Kampf gegen den Schnapsmißbrauch muß — noch einmal sei's gesagt — das Schweizervolk und nicht eine Gemeinde einstehen.

Die 8. Jahresversammlung der schweizer. Vereinigung für den Völkerbund.

Die diesjährige Generalversammlung der Schweizerischen Vereinigung für den Völkerbund fand am 21. April im zweisprachigen Biel statt, das in verschiedener Hinsicht einen Völkerbund im Kleinen darstellt und den großen Problemen des internationalen Zusammenlebens mit ungewöhnlich regem Interesse gegenüberteilt. Die rasch aufblühende Sektion Biel, die Stadtbehörden und die Regierung bereiteten den aus allen Landesteilen zahlreich erschienenen Völkerbundsfreunden einen überaus herzlichen Empfang.

Die Jahresberichte des Präsidenten und des Generalsekretärs gaben ein anschauliches Bild der reichen Tätigkeit, die die Vereinigung entfaltet. Sie begnügt sich nicht damit, durch zahlreiche Aufklärungs- und Propagandavorträge und durch ihre Publikationen das Schweizervolk für den Völkerbund zu gewinnen, sie versucht auch durch Eingaben an die Bundesversammlung und durch andere öffentliche Kundgebungen praktische politische Arbeit zu leisten. **Im vergangenen Jahr hat sie sich ganz besonders für die Ratifikation der internationalen Abkommen betreffend die Nachtarbeit in den Bäckereien und die Verwendung von Bleiweiß im Malergewerbe eingesetzt und an den Bundesrat die dringende Bitte gerichtet,** auf die geplante Erhöhung unseres Militärbudgets zu verzichten. Der Generalsekretär Prof. E. Bovet, den die Leserinnen dieses Blattes als eifrigen Verfechter der Frauenrechte kennen, wies in seinem ungemein lebendigen Bericht auf die erfreuliche Tatsache hin, daß das Verständnis für Friedens- und Völkerbundsfragen in immer weitere Frauenkreise dringt, und daß die Zahl der Vorträge über internationale Probleme in Frauenverbänden im Steigen begriffen ist. Auch die Zahl der Frauen, die sich als Rednerinnen und Mitarbeiterinnen des Bulletins der Vereinigung in den Dienst der Völkerbundsidee stellen, hat sich beträchtlich erhöht.

Unter den Beschlüssen der diesjährigen Generalversammlung verdient die Uebersendung einer Zuschrift an die in Genf tagende Vorbereitende Abrüstungskonferenz besondere Erwähnung. Die Schweizerische Völkerbundsvereinigung verzichtet darin auf billige negative Kritik, richtet aber an die Kommission die dringende Bitte, den Völkern, die die Abrüstung als Maßstab für die Bedeutung des Völkerbundes überhaupt betrachten, keine neue Enttäuschung zu bereiten, da die Situation unhaltbar geworden ist und jede neue Verzögerung den wachsenden Glauben an den Völkerbund erschüttert.

In der öffentlichen Versammlung, die in der französischen protestantischen Kirche stattfand, sprachen zwei der bedeutendsten Redner aus den Kreisen der Vereinigung über das Thema: **Europa und der Völkerbund.** Die Rede des bekannten Basler Redaktors Dr. **Oeri** war eine gründliche Auseinandersetzung mit dem Problem der Abrüstung und der Sicherheit, die Rede des Genfers Professor **Rappard** eine Darstellung der Entwicklung des Völkerbundes seit seinem Bestehen und der Aufgaben, die ihm bevorstehen. Die Ausführungen beider Redner wurden mit lebhaftem Beifall aufgenommen.

Nachdem Aschtji-Baschi alles ausgewählt hat, was der große Yali an Gemüsen nötig hat, ist der Zeitpunkt gekommen, das Buch aus der Tasche des langen Rocks herauszuziehen. Und da der Gemüsehändler aus Montenegro ist, so erfordert das eine neue Schreibart und eine neue Sprache. Aber weder der eine noch der andere regen sich wegen der Schlußrechnung auf, denn sie wissen beide: wenn der eine zuviel verlangt, so versteht sich der andere aufs Feilschen, sodaß schließlich alles nach Gebühr geregelt wird. Und außerdem hält ja Allah seine Hand darüber — „Allah belir!" — Man kann also ganz beruhigt sein.

Darauf kommt die Reihe an den „Yauriji" und sein Buch. Er hat einen großen Kundenkreis und pflegt schnell von einem Haus zum anderen zu gehen, eine kleine Schale Dickmilch zurücklassend. Er stellt sie wohl ins Fenster, ins Tor, vor die Tür, wie es gerade kommt. Und obwohl sich Bettler vorbeischleppen und mutwillige Kinder in der Nähe spielen, so bleibt doch die Schale immer unberührt für den stehen, der sie haben soll.

Jetzt steht er vor dem Café und schreibt in sein Buch ein. Er ist Grieche und kann geschickt addieren und noch besser multiplizieren, wie alle Griechen. Aber der Aschtji-Baschi versteht sich auf seine Rechnungsart und weiß, wie er ihn zu nehmen hat.

Weiter folgt der Spezereihändler, der Armenier ist, mit seiner langen Rechnung auf armenisch; und der Käsehändler, der Bulgare ist, jeder hat ein Buch in seiner Sprache. Und diese Bücher gleichen sich nur darin, daß sie für Außenstehende unverständlich sind.

Der einzige, der sich nicht bemüht, seine Unwissenheit durch seltsame Zeichen in einem Buche zu verbergen, ist der Melonenverkäufer. Er hat ein Holzstäbchen, in das er nach eigener Erfindung geheimnisvolle Kerben einschneidet. Und mehr hat er nicht nötig, um sich später des Preises zu erinnern und des Tages, an dem er die Melone verkaufte.

Er ist ein alter Türke. Und der **grüne** Turban, mehrmals um seinen Kopf gewunden, bezeugt, daß er eine Pilgerfahrt nach Mekka gemacht hat. Man muß ihm also besonders rücksichtsvoll behandeln und darf ihn nicht unterbrechen, wenn er sich in seiner umständlichen und langsamen Weise über seine Waren verbreitet.

Wenn man ihm glauben darf, hat er sie alle heute morgen im Lustgarten des Paradieses gepflückt — und warum soll man ihm nicht glauben?

„Kommt! Kommt alle! Kommt und schmeckt meine Melonen! — der Segen des Himmels und das Prachtgeschenk der Erde in süßer Vereinigung —". So singt der Alte halb, halb ruft er es in rhythmischen Strophen. Seine Stimme ist noch durchdringend genug, um seinen Ruf weithin zu tragen:

„Rund wie die Erde sind meine wunderbaren Melonen — ihr Inneres ist voll der rosenroten Versprechungen des Genusses."

Er hält an. — Er hebt den Korb von seinem Rücken ab. — Es knackt in dem Weidengeflecht. Und es knackt im Rücken des Alten.

Sein grüner Turban, sein weißer, ehrwürdiger Bart und die malende Kraft seines reichen Worischatzes veranlassen viele, stehen zu bleiben und zuzuhören, wenn sie auch anfangs gar nicht daran denken, Melonen zu kaufen.

Behutsam nimmt er eine Frucht aus dem Korbe. Er schwingt sie über dem Kopf und wirft sie mit aller Kraft wie einen Riesenball in die Luft. Mit gewohnter Geschicklichkeit fängt er sie wieder und reicht sie einem aus dem Zuschauerkreise, der sich um ihn gebildet hat.

Und dann spinnt sich folgender Monolog an. Denn immer hat der alte Melonenverkäufer allein das Wort:

„Du sagst, du wolltest keine Melone kaufen — aber du hast mich mißverstanden, lieber Freund. Glaubst du denn wirklich, ich wollte mich für Geld von einer dieser Melonen trennen, die ich wie meine eigenen Kinder gehütet und gepflegt habe? Da mir aber dein Gesicht gefällt, so erlaube ich dir, dieses Wunderwerk des Pflanzenreiches, wenn auch nur einen Augenblick lang, in deine Hand zu nehmen. Nein, lieber Freund, man faßt eine Melone nicht wie einen Stein an. Die Melone lebt und fühlt. Sieh her! Dies ist oben und das ist unten. Halb liegend — ja, ja genau so! — Genieße sie, mein Freund! Genieße sie so lange. — Rieche einmal daran! — Die Melone duftet schöner als eine Blume. — Du sagst, du spürest keinen Duft? — Ach, du armer Sterblicher, du mußt erst zu empfinden und zu schätzen lernen — wisse denn, diese Melone, die du in deiner Hand hältst, hat einen feinen Duft, den nur die feinsten und empfindlichsten Nasen zu schätzen vermögen — ja — ja — jetzt spürst du ihn schon — ein erlesener Wohlgeruch! Wer die Augen schließt und den Duft einzieht, glaubt im Luftgarten des Propheten zu sein. — Ach, was hat doch Allah den Menschen gegeben, als er die Melone schuf! Willst du ihr Inneres sehen? — O nein, was für ein Verlangen! Kaum zu erfüllen."

Lieber will sich dieser Naturdichter ein Stück aus der eigenen Brust schneiden, als daß er die Melone öffnete. Aber das verhindert nicht, daß er im Verlauf einer kurzen Sekunde eine Scheibe herausgeschnitten hat, um zu zeigen, daß es wirklich in der Welt eine rosenrote Märchenhöhle gibt.

Nach all dem ist es ja ganz natürlich, daß jeder, der diesen hochgestimmten Dithyramben gelauscht hat, nicht von der Stelle geht, ohne wenigstens **eine** dieser merkwürdigen Melonen unter dem Arme mitzunehmen und zugleich damit alle nur erdenklichen Verheißungen des Glücks und Wohlergehens, nicht nur für ihn, der sie kaufte, sondern auch für alle seine Nachkommen, bis ins dritte und vierte Glied.

Als Baschtji-Baschi mit Kennermiene eine des alten Yali würdige Melone ausgesucht hat, ist für heute der Handel zu Ende, und es ist Zeit, an den Heimweg zu denken. Natürlich glaubt niemand mehr nur einen Augenblick lang, daß eine solche Persönlichkeit wie er sich herablassen könnte, alles, was er eingekauft hat, selbst nach Hause zu tragen.

Aber gerade, wenn es nötig ist, taucht wie aus der Erde gestampft eine ganze Horde kleiner, demütiger und anstelliger Jungen auf. Sie bitten und betteln und suchen durch Gebärden und Worte zu überzeugen. Das Wohl und Wehe ihres ganzen Daseins scheint davon abzuhängen, ob sie die Bürden Aschtji-Baschis tragen dürfen. In lang ausgesponnener Rede vertrauen sie ihm die Mißgeschicke ihres kleinen Lebens an, um ihn zu erweichen, daß er ihnen Gelegenheit zum Verdienen einiger Piaster gebe.

Wenn dann jeder seine Last zum Tragen bekommen hat, stürzt ein ganzer Triumphzug im Sturm-

Müdigkeit im Frühling
bessert sich rasch
durch das Stärkungsmittel
Elchina Elixir oder Tabletten
Es kräftigt, belebt und verjüngt.
Orig. Pack. 3.75, sehr vorteilh. Orig. Doppelpack. 6.25 i. d. Apoth.

andersetzung mit der Paneuropa-Bewegung, die ihr panamerikanisches Vorbild auf europäischem Boden nachzuahmen sucht und sich die Schaffung der Vereinigten Staaten von Europa und der europäischen Jollunion zum Ziele setzt. Dr. Oprecht wies nach, daß das amerikanische Ideal des Großbetriebs und des Trusts im Geschäftsleben kein europäisches Ideal sein kann. Seine Verwirklichung würde in Europa zu katastrophalen Folgen führen, da der Abfluß der Industrien nach den großen Rohstoffgebieten unvermeidlich wäre und den Ruin der rohstoffarmen Länder zur Folge haben müßte. Noch weniger erstrebenswert als das Ideal der Wirtschaftseinheit wäre, von unserem Standpunkt aus, das der kulturellen Einheit, der Nivellierung heterogener Elemente. Der Verzicht auf das Eigenleben, auf die schöne Buntheit seiner Kulturen wäre für Europa ein unersetzlicher Verlust. Coudenhove-Kalergi glaubt an die Notwendigkeit der fortschreitenden Entwicklung vom kleineren zum größeren Organismus und betrachtet daher das Fehlen der kontinentalen Etappe zwischen der Bildung der Großstaaten und dem Völkerbund als Fehler, der gut gemacht werden muß. Er vergißt dabei, daß Napoleon diese Etappe versucht und fast verwirklicht hat, aber an der russischen und an der britischen Klippe gescheitert ist. Einen weiteren Grundgedankenfehler der Paneuropäer sieht der Redner in der Verkennung der Tatsache, daß die Europäer nicht nur in Europa wohnen. Unser Ziel ist nicht die Schaffung kontinentaler Fronten, die zu neuen Kriegen führen müßten, sondern das ehrliche Ringen um die Verwirklichung der brüderlichen Zusammenarbeit unter Europäern.

Der französisch sprechende Redner, Prof. Rappard, wies auf die Kleinheit, die Uebervölkerung und die soziale Vielgestaltigkeit Europas hin und zeigte unsere gegenseitige Abhängigkeit auf allen Gebieten des wirtschaftlichen und des geistigen Lebens. Da Europa sich heute selber nicht mehr genügt und ungeheuer viele Konfliktmöglichkeiten vorhanden sind, kann nur ein internationaler Organismus Rettung bringen, und dieser Organismus kann nicht ausschließlich europäisch sein. Der Völkerbund ist seiner Struktur und seiner Funktion nach vorwiegend, doch nicht ausschließlich europäisch. An eine Ausschaltung der nicht-europäischen Elemente ist nicht zu denken; was zu erstreben ist, ist ein vernünftiger Regionalismus. Das höchste Ideal ist für den Redner nicht ein Europa, das einer feindlichen Welt gegenübersteht, sondern ein einiges Europa in einer einigen Welt, und in diesem idealen Weltvaterland soll unser Schweizerland ein guter Bürger sein in seinem europäischen Kanton. E. Werder.

Zur Petition für das Frauenstimmrecht.

Nach kurzer Atempause während der Osterferien hat in der ganzen Schweiz die Agitation um die Frage der Einführung des Frauenstimmrechts und die Werbetätigkeit für die Gewinnung von Unterschriften für die Frauenstimmrechtspetition wieder eingesetzt. Aus allen Landesteilen laufen trotz der schon etwas vorgerückten Jahreszeit und des allmählichen Einsetzens der Frühjahrsarbeiten Anfragen nach Referenten und Referentinnen beim Aktionskomitee der Petition ein, so daß es manchmal schwierig ist, allen Anforderungen zu genügen. Besonders die Frauenvereine ländlicher Bezirke lassen es sich angelegen sein, ihre Mitglieder mit der wichtigen Materie bekannt zu machen. Sie geben ihnen durch Veranstaltung von aufklärenden Vorträgen in gewissenhafter Weise Gelegenheit, zu der Frage der Mitarbeit der Frau in den öffentlichen Angelegenheiten des Landes Stellung zu beziehen. Die Haussammlung ist in den größern Ortschaften immer noch im Schwunge und im allgemeinen rühmen die Sammlerinnen den zivilen Ton, mit dem sie von der Bevölkerung, den Anhängern wie den Gegnern des Frauenstimmrechts, empfangen werden. Vielerorts äußert sich auch bei Frauen entlegener Oertlichkeiten eine gewisse Aengstlichkeit, sie könnten bei dieser wichtigen Volksbefragung, zu welcher sich die ganze Aktion mehr oder weniger entwickelt hat, übergangen werden.

Verschiedene Verbände haben der Aktion noch nachträglich ihre Unterstützung zugesichert, so der „Konsumgenossenschaftliche Frauenbund der Schweiz", der „Kindergartenverein des Kantons Bern", die „Schweiz. Zentralstelle zur Bekämpfung des Alkoholismus", der „Sozialistische Abstinentenbund der Schweiz" und das „Cartel Romand d'Hygiène sociale et morale"; letzteres in der Ueberzeugung, daß „die Erteilung der vollen Bürgerrechte an die Frauen geeignet ist, zur Volksgesundung und zum Schutze der Familie beizutragen". —

Die neue Helvetische Gesellschaft und das Frauenstimmrecht.

Die Neue Helvetische Gesellschaft hat auf das Programm ihrer nächsten Hauptversammlung, die am 27. und 28. April, also morgen und übermorgen, in Zürich stattfinden wird, als Hauptraktandum das Frauenstimmrecht gesetzt. Im großen Saal zur Kaufleuten wird am Sonntag pro und contra zur Frage gesprochen werden. Als Hauptredner für das Frauenstimmrecht hat die Gesellschaft Herrn Prof. Dr. Muret gewonnen, einen schon seit Jahren überzeugten Anhänger des Frauenstimmrechts, angesehenes und eifriges Mitglied der Lausanner Stimmrechtssektion. Als Korreferent dagegen wird Rechtsanwalt Dr. Guhl, Zürich, sprechen. Als erste Votantin sodann wird Frau Dr. Leuch Gelegenheit haben, die Gründe kurz anzuführen, die uns Frauen für die Forderung des Stimmrechts eintreten lassen — in 15 Minuten kann man allerdings keine sehr einläßliche Begründung geben, aber Frau Dr. Leuch wird es meisterhaft verstehen, wenigstens das Beste zu sagen, das in so kurzer Zeit möglich ist; als zweite Votantin wird Frl. Annen, die Sekretärin des katholischen Frauenbundes, gegen das Frauenstimmrecht sprechen. Hieran wird sich eine allgemeine Diskussion anschließen.

Dieser kontradiktorischen Tagung wird die schweizerische Frauenwelt „hüben und drüben" gewiß mit vollstem Interesse entgegen sehen und die Neue Helvetische Gesellschaft wird nicht umsonst an eine starke Beteiligung appellieren.

Am vorhergehenden Tag, am Samstag, wird der Jugend Gelegenheit gegeben werden, sich über die freiwillige Arbeitsdienstpflicht (Motion Waldvogel) auszusprechen.

Deutsche Katholikinnen zur politischen Frauentätigkeit.

Im letzten Februar sind es 10 Jahre gewesen, daß zum erstenmal in der deutschen Geschichte Frauen in das Parlament einzogen. Aus diesem Anlaß läßt die führende Zeitschrift des **deutschen katholischen Frauenbundes,** die geistig ungemein hochstehende „Christliche Frau" in einer Sondernummer ihre katholischen Führerinnen zu Worte kommen, die seinerzeit Mitglieder der Nationalversammlung und seither auch Mitglieder des Reichstages gewesen sind. Es ist überaus interessant, an Hand dieser Gedenkartikel die Einstellung der führenden katholischen deutschen Frauen zur politischen Tätigkeit der Frau, dieser bei unsern katholischen Frauen noch so viel umstrittenen Frage, zu verfolgen.

Wir können es uns nicht versagen, zwei Zitate aus dem Heft hieher zu setzen, die vielleicht doch geeignet sind, unsere katholischen Schwestern etwas zum Nachdenken anzuregen darüber, ob sie mit ihrer strikten Ablehnung des Frauenstimmrechts wirklich so sehr im Sinne einer Mission der Frau gehandelt **haben:**

Frau Agnes Neuhaus, Angehörige der Zentrumspartei im deutschen Reichstag schreibt:

„In der Vorkriegszeit habe ich zu den Frauen gehört, die zur Frage des aktiven und passiven Wahlrechts der Frau kein inneres Verhältnis finden konnten. Nicht, als ob ich Rechte und Pflichten der Frau auf das Haus beschränken wollte, im Gegenteil; ich hielt Blick und Interesse der Frau in weitem Umfange für absolut notwendig. Aber ich sah die Wirkung der Frau auf die Allgemeinheit, auf das öffentliche Leben, einmal sehr stark in der geistigen Gemeinschaft mit ihrem Gatten und in der Erziehung der heranwachsenden Kinder, besonders der Söhne und damit in der indirekten Wirkung auf die Oeffentlichkeit — andrerseits in gründlicher, umfassender Arbeit in Schule, in der Jugendfürsorge etc. Ich hatte die Ueberzeugung, daß für diese Art des Wirkens der Frau unschätzbare, und ganz unersetzliche Gaben und Kräfte innewohnten, daß sie diese Werte von höchster Bedeutung in unser Volk hineintragen könne.

Meine Wahl in die Nationalversammlung traf mich politisch unvorbereitet, und ich will ehrlich gestehn, daß mir das Verständnis für das Wirken der Frau an dieser Stelle nur langsam gekommen ist. Aber um so **gründlicher.** Ich will hier nicht die schon oft und mit Recht gemachten Aeußerungen wiederholen, daß die Frau auch in die politische Arbeit ihre Eigenart hineintrage — wenigstens möchte ich das nicht in dieser Form wiederholen. Wie soll ich mich auszudrücken, um nicht unfreundlich gegenüber dem Mann zu erscheinen, nichts liegt mir ferner. Aber ich weiß jetzt, daß dem Mann — abgesehen von Ausnahmen, die ja nur die Regel bestätigen — einfach von Natur das Organ fehlt für viele Dinge, die für unser Volkstum, also auch in der Politik von großer Bedeutung sind, die eine bestimmte, elementare, ich möchte fast sagen, naturhafte, innere Anteilnahme und Behandlung verlangen. Das ist die Selbstverständlichkeit der Sorge für alles Hilfsbedürftige, alles Hilflose, Schwache — für die hoffende und sorgende Mutter und ihr Kind (nicht etwa nur die unehelichen); für die körperlich und geistig gefährdete, für die verwahrloste Jugend; für haltlose, wankende, gestrauchelte Menschen — ich denke an all die Not, die eine Mutter verlangt.

Das kann der Mann nicht, er kann nicht Gesetze anregen, schaffen, ausbauen, die brauchbare Unterlagen für die hier vom lebendigen Leben geforderte Hilfe bringen. Man hat oft vergleichsweise gesagt: ebenso gut wie in die Familie gehörten Mann und Frau in die Politik — nein, das ist kein Vergleich, das ist aus der Not und aus dem Leben geborene Wirklichkeit. An der Quelle des Lebens stehen, vom Schöpfer gewollt, Mann und Frau gemeinsam; in der Entwicklung und Höherführung des Volkslebens müssen beide schaffen, in treuer Gemeinschaft, jeder mit den ihm besonders verliehenen Gaben. Das ist ein Teil Frauennotwendigkeit in der Politik."

Auch die Worte von Frau Lang-Brumann, Angehörige der bayrischen Volkspartei und Mitglied des Reichstages in der letzten Amtsperiode, lassen keinen Zweifel darüber, was die Frauen im politischen Leben bedeuten können, wenn sie dabei und nicht davon ausgeschlossen sind. „Alles fliegt", sagt sie. „Auch die Entwicklung der Frau im politischen Leben. Man kann diesen Strom fördern oder hemmen. Versiegen wird er aber nicht mehr. Dazu ist er zu lebendig. Dazu sind seine Quellen zu wirklich, zu rauschend, zu reich. Einmal künstlich gehemmt, würde er nur mit umso größerer Urgewalt aus seinen gestauten Wassern hervorbrechen.

Ein bekannter Staatsmann hat einmal gesagt: „Seit Frauen in unsern Sitzungen sind, haben unsere Verhandlungen Seele." Ein hervorragender Fraktionsführer aber hat in den letzten Wochen den Ausspruch getan: „Unsere Frauen sind das Gewissen der Fraktion." Wenn dem so ist, sind unsere politischen Frauen auf dem rechten Weg."

Das sind also Aussprüche von katholischen Frauen. Sie decken sich ja so vollkommen mit dem, was wir immer darüber sagten, daß wir sie uns eigentlich hätten ersparen können. Nur haben sie bei unsern katholischen Schwestern vielleicht ein ganz anderes Gewicht, weil sie aus ihrem eigenen Lager und ihrer eigenen Weltanschauung kommen. Daß es uns eine Freude war, diesen Worten zu begegnen, werden unsere Leserinnen sich denken können. Bilden sie doch einen neuen Beweis, daß die Weltanschauung in dieser Frage kein trennendes Hindernis zu sein braucht, sondern daß es gerade hier in dieser Frage eine Verbindung von Frau zu Frau über alle Grenzen und Parteianschauungen hinweg geben kann.

Bund schweizerischer Frauenvereine.

Basel, April 1929.

Verehrte Frauen, liebe Verbündete!

Mit diesem Zirkular teilen wir Ihnen mit, daß unsere Generalversammlung am 5. und 6. Oktober in Herisau stattfinden soll. Anträge, welche auf der Tagesordnung figurieren sollen, müssen uns vor dem 1. Juni eingereicht werden.

Als neue Vereine heißen wir herzlich willkommen:

die Union chrétienne des jeunes filles, Genève, Präs. Mlle Chenevière;
die Sekt. Basel des schweizer. Arbeitslehrerinnenvereins, Präs. Frl. Helene Blocher.

Trauernd gedenken wir des Hinschiedes von Frl. Elisabeth Flühmann. Sie war während einiger Jahre ein sehr geschätztes Mitglied unseres Vorstandes, dessen wohlabgewogene Vorschläge stets wertvoll waren.

Wir erinnern Sie daran, daß im Herbst Neuwahlen zu treffen sind. Dabei soll das Präsidium, wenn immer möglich, an die welsche Schweiz übergehen. Die Präsidentin, Vicepräsidentin und Sekretärin müssen nahe beisammen wohnen, wären also alle in der welschen Schweiz zu suchen.

Eine Wiederwahl würde annehmen:

Mme Chenevard, Genf.
Frau Glättli, Zürich.
Mme Junod, Neuchâtel.
Frau Mettler, St. Gallen.
Mlle Rieder, Vevey.
Frl. L. Schindler, Biel.
Frl. Zellweger, Basel (nicht als Präsidentin).

Es wurde im Vorstand beschlossen, der Generalversammlung zu beantragen, die Zahl der Vorstandsmitglieder auf 11 zu erhöhen. Laut § 9 der Statuten muß der Vorstand mindestens neun Mitglieder zählen, nach oben ist keine Begrenzung angegeben, eine Erhöhung der Zahl ist also gestattet. Bei der Zahl von 176 Vereinen, die der Bund heute zählt, scheint uns diese Erhöhung gerechtfertigt, damit möglichst viele Landesteile vertreten sein können.

Wir bitten die Vereine dringend, Vorschläge einzureichen. Die Vorgeschlagenen sollen aber erst angefragt werden, ob sie eine evtl. Wahl annehmen würden, da es nicht angeht, Leute vorzuschlagen, die nach erfolgter Wahl eine Absage senden, weil sie gar nicht angefragt wurden.

Die Stadt Lausanne hat eine der von uns zur Ausbildung nach London und Hamburg gesandten Frauen in ihrem Polizeidienst angestellt und ihr eine Anzahl Pflichten überbunden. Wir haben dieses Pflichtenheft samt einem vom Bund schweiz. Frauenvereine, vom Comité gegen den Mädchenhandel, den Freundinnen junger Mädchen und dem Verband z. H. d. S. unterzeichneten Schreiben an die Polizeidirektionen gesandt, denen wir vor zwei Jahren schrieben und ihnen das Beispiel Lausannes zur Nachahmung empfohlen.

Wir möchten Ihnen heute die Saffamonographien noch einmal warm empfehlen. Sie sind im Art. Inst. Orell Füßli in Zürich erschienen und bieten wertvolles Material für alle, die irgendwie in der Frauenbewegung stehen. Jeder Verein sollte die Serie mindestens in einem Exemplar in seiner Bibliothek haben.

Wir geben hier die Titel wieder:

Der wirtschaftliche Aufstieg der Frau. Von Nelli Jaußi.
La femme Suisse éducatrice dans la famille, l'école et la société. Von Marguerite Evard.
Die Frauenbewegung in der Schweiz, ihr Werden, ihr Wirken, ihr Wollen. Von Anny Leuch-Reineck.
Die Frau in der Literatur und in der Wissenschaft. Von Blanca Röthlisberger und Anna Fischer.
Die Frau im Gewerbe. Von Hanna Krebs.
Die Frau in der sozialen Arbeit der Schweiz. Von Marie-Louise Schumacher.
Die Frau in der Schweizer. Gesundheits- und Krankenpflege. Von Schwester Jeanne Lindauer.
Die Schweizerfrau in Kunstgewerbe und bildender Kunst. Von Maria Weese und Doris Wild.

Diese Hefte sind zum Preise von je Fr. 1.50 bei der Zentralstelle für Frauenberufe, Thalstraße 18, Zürich, zu beziehen. Bei Bezug von über 10 Stück, Reduktion auf Fr. 1.30 per Stück. Versand gegen Portoverrechnung.

Außerdem sind daselbst zu beziehen:

Die Frau in der schweiz. Industrie. Von Dr. rer. pol. Margarita Gagg. 348 Seiten mit 38 Tabellen, geheftet Fr. 12.—, geb. Fr. 14.50.
Lebendige Schule. Zur Erziehung und Schulung junger Mädchen. Beiträge von Lehrern und Lehrerinnen der Höheren Töchterschule der Stadt Zürich. Preis geh. F. 3.80, geb. Fr. 4.80.

Wir empfehlen Ihnen unser Zirkular zu genauem Studium und hoffen auf zahlreiche Antworten.

Wir entbieten Ihnen, geehrte Mitglieder und Verbündete, unsere herzlichsten Grüße.

Für den Bund schweizer. Frauenvereine,
die Präsidentin:
Elisabeth Zellweger.
die Sekretärin:
E. Lotz-Rognon.

Englische Wahlen und Friedensbestrebungen der Frauen.

In ganz England bilden sich gegenwärtig aus den verschiedenen Frauenvereinigungen Komitees zur Entsendung von eindrucksvollen Abordnungen an die einzelnen Parlamentskandidaten. Die Fragen, auf die sich die einzelnen Kandidaten verpflichten sollen, sind schon zusammengestellt und betreffen die Ausdehnung des Kelloggvertrages auf alle internationalen Streitpunkte; die Unterzeichnung der Fakultativklausel zum internationalen Gerichtshof durch Großbritannien, Beschränkung der Rüstungen und Räumung des Rheinlandes. In dem prächtigen Flugblatt stehen die Worte: Keine Frau sollte ihre Stimme einem Kandidaten geben, bevor sie sich vergewissert hat, wie sich der Kandidat zu diesen Punkten stellt. Wir glauben, sagt „Womens Leader", dem wir diese Notiz entnehmen, daß die jungen Wählerinnen fest zusammen stehen werden, so daß in das neue Haus der „Gemeinen" wirklich nur Männer und Frauen einziehen werden, welche entschlossen den Verzicht auf den Krieg verfechten.

marsch nach dem alten Yali hin.

Und wenn dann endlich, endlich Achtji-Baschi mit wohlbewahrter Würde und mit einer Gebetschnur in der Hand erscheint wie ein Beamter, der von seinem Büro kommt und nicht das geringste mit Einkaufen von Speise zu tun hat, die zu bestimmter Zeit fertig sein muß, dann findet er alle die kleinen Träger vor dem Eingang der Küche mit ausgestreckten Händen vor. Und in jede schmutzige Hand muß er eine kleine Geldmünze legen.

In der Küche aber haben schon die kleinen Tscherkessinnen alles in Stücke zu hacken angefangen, was sich hacken läßt. Und es ist wie ein Vogelsurren von Lachen und munteren Stimmen. Und der große Marmormörser erklingt vom Stoßen und die blinkenden, noch leeren Kasserollen tanzen. Und durch die offenen Fenster und Türen strecken die Bäume des Gartens ihre Zweige, um nichts von dem fröhlichen Anblick zu verlieren.

Friedrich Hebbels Freundin.

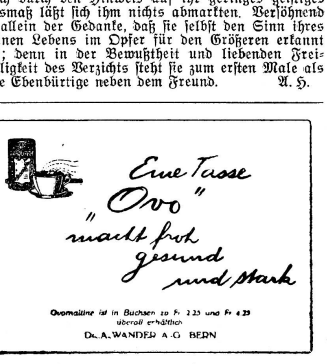
In Friedrich Hebbels Tagebüchern liest man unterm Datum des 6. Mai 1835: „Am gestrigen Tage habe ich Elisens Haus wieder verlassen. Ich habe wohl Ursache, den 6 Wochen, die ich bei ihr verlebte, ein kleines Denkmal zu setzen, denn so wie mir die Güte heim Eintritt entgegenkam, so habe ich die Liebe mitfortgenommen. Das Mädchen hängt unendlich an mir; wenn meine zukünftige Frau nur die Hälfte für mich empfindet, so bin ich zufrieden." Und unterm 31. Dezember 1854 findet sich die Stelle: „Elise ist nicht mehr; am 18. Nov. gegen Morgen ist sie verschieden. Lange vorher schon war für sie nichts mehr zu hoffen, und also nur der Tod noch zu wünschen; so erschütterte mich die Schmerzenskunde im Momente des Eintreffens nicht so sehr, als sie in mir nachzitterte und nachzittern wird! Welch ein verworrenes Leben; wie tief mit dem meinigen verflochten, und doch gegen den Willen der Natur und ohne rechten innern Bezug! Dennoch werde ich niemand lieber als ihr in den reineren Regionen begegnen, wenn sie sich mir dereinst erschließen."

Die beiden Einträge mit ihren knappen, doch vieles enthüllenden Worten sind Aufsatz und Auslang zu Elise Lensings leidvollem Frauenschicksal. Schon ihr erster Liebestraum in Hebbels Armen muß von Angst und Qual durchzittert gewesen sein. Wenn Elise auch in Hebbels geheime Aufzeichnungen sicherlich keinen Einblick hatte, so muß sie doch sein kühles Beiseite-Stehn, wie es in den Worten des Tagebuches sich verrät, schmerzvoll ahnend gefühlt, muß als in streng bürgerlichen Verhältnissen erwachsenes Mädchen sehnlich gewünscht haben, selbst dem Geliebten die angetraute Frau zu werden, ihrem Kinde die Leiden eines vaterlosen Lebens zu ersparen. Hebbel selbst spricht es aus: „die Grundbedingung der Existenz ist für das liebende Weib der Besitz des geliebten Mannes." Elise hat dafür mit allen ihr zur Verfügung stehenden Mitteln gekämpft. Sie opferte Hebbel ihr ganzes kleines Vermögen gleich wie die gesamten Kräfte ihrer zarten Natur. Sie scheint aber vor seinem Ausweichen und Entgleiten nicht rasch genug den Entschluß zum größern Opfer der Entsagung gefunden zu haben; denn sie bedrückt ihn mit ihrer Forderung auf Dankbarkeit und Treue. — Es ist eine alte und ewig neue Erscheinung in der Geschichte des künstlerischen Menschen: jenes Hinwegschreiten des Mannes aus der Bindung an die liebende Frau, weil er seine Gebundenheit als das Hemmnis der eigenen Entwicklung erkennt. Hebbel hat die einzige Vertraute langer Jahre, die Mutter seiner zwei Knaben nicht leichtfertig preisgegeben; es gibt in seinen Briefen und Tagebüchern manch Zeugnis ernsten innern Kampfes. Elisens Not wird darum nicht geringer, und der Tod ihrer Kinder nimmt ihr das Letzte.

Es ist nun einer der seltenen Glücksfälle dieses Lebens, daß Hebbels nunmehrige geliebte Gattin, die gefeierte Hofschauspielerin Christine Enghaus, sich in warmer schwesterlicher Liebe der Verlassenen annimmt, sie monatelang bei sich im Hause leben läßt und ihr endlich den eigenen Sohn zur Erziehung übergibt, das verwaiste Leben mit neuem Sinn zu erfüllen. E. Lensings Briefe an Tine *) geben Einblick in ein Verhältnis, wie es in solcher Reinheit nicht oft bestanden haben mag. Neben der Sorge um den Pflegesohn steht das Interesse für den Hebbelschen Familienkreis ganz im Mittelpunkte von Elisens Leben. Ihrer Veranlagung gemäß wirkt es sich aus in der herzwarmen Teilnahme an allen häuslichen Freuden und Sorgen, besonders die Entwicklung von Hebbels Töchterchen wird mit innigster Liebe verfolgt. Die Besuche der Hebbelschen Familie in Elisens kleinem Hamburger Heim sind die eigentlichen Feiertage ihres bescheidenen Daseins. Hin und wieder scheint wohl das Verhältnis zu Hebbel noch durch Mißverständnis und Gereiztheit getrübt, denn Hebbels Heftigkeit wird in einigen Briefstellen erwähnt. Doch mit den Jahren gelangt Elise zu immer größerer innerer Freiheit. In einem ihrer Schreiben an Tine heißt es: „Erst nachdem man sein Herzblut vergossen hat, die Gesundheit gelitten, wird man das, was man schon von Anfang an hätte sein sollen, kammt man auf die Stufe zu stehn, wo man herab auf so viele Dinge schaut." Und in einem der wenigen Briefe, die Elise nach Hebbels Verheiratung an ihn selbst gerichtet hat, bekennt sie: „Ich bin zufrieden mit meiner Lage und erkenne, daß es so kommen mußte, solltest Du glücklich werden und nicht untergehn." Ein schweres Siechtum, das ihr Leben beschattet, stellt ihre innere Kraft noch einmal auf härteste Probe. Sie besteht sie siegreich, denn aus den letzten Briefen spricht immer deutlicher die von allem Besitzwillen geläuterte Liebe.

Die Literatur um Friedrich Hebbel hat sich immer wieder mit seiner Beziehung zu E. Lensing auseinandergesetzt. Seine Haltung ist gutgeheißen, und sie ist verdammt worden. Vor beiden Meinungen bleibt Elisens Schicksal in seiner ganzen Schwere bestehn. Auch durch den Hinweis auf ihr geringes geistiges Ausmaß läßt sich ihm nichts abmarkten. Versöhnend ist allein der Gedanke, daß sie selbst den Sinn ihres kleinen Lebens im Opfer für den Größeren erkannt hat; denn in der Bewußtheit und liebenden Freiwilligkeit des Verzichts steht sie zum ersten Male als eine Ebenbürtige neben dem Freund. A. H.

*) „Elise Lensing, Briefe an Friedrich und Christine Hebbel", 1928 erstmals herausgegeben von Rudolf Kardel, Verlag W. Behrs, Friedrich Feddersen, Berlin und Leipzig.



Die 13. Schweizer. Mustermesse.

Wir stehen heute im Zeichen der Rationalisierung des Wirtschaftslebens. Direktor Meile von der Mustermesse nannte diese „ein Stück konkrete Wirtschaftsrationalisierung", da sie in kürzester Zeit in konzentrierter Form geschäftliche Transaktionen ermögliche.

Basel ist der traditionelle Ort für die Schweizer Mustermesse geworden. Das ganze Bild hat alljährlich ein ähnliches Gepräge, auch die Zahl der Aussteller gleicht dem Vorjahr (1083). Neu war ein von der Messeleitung durchgeführter Druck- und Werbesachen-Wettbewerb für die Aussteller, wofür 3000 Fr. für Preise zur Verfügung standen; die Resultate waren ausgestellt.

Der Besuch der Messe war gut. Der Eine kommt hin zur Arbeit, ein Anderer zum Schauen, ein Dritter zum Genießen. Für Jeden, ob schaffend, ob beschaulich, bietet die Mustermesse eine Fülle von Arbeit.

Wir Frauen sind allerdings zumeist nur „stille Teilhaber" hier. Abgesehen davon, daß ja **alles** für die Frau oder indirekt auch von der Frau ist (wie wir an unserer Saffa in ihrer Vielseitigkeit konstatieren konnten), und abgesehen von den jährlich wiederkehrenden Ausstellerinnen von bemaltem Porzellan, bunten Lampenschirmen, Greyerzer und Berner Oberland Heimarbeit u. a. mehr, möchten wir nur eine besonders gute Neuheit erwähnen. Die Sache heißt Piëdo und ist „der neue Celluloid Stopfleist", d. h. eine Fußform aus leichtem Material (Celluloid), über die die zerrissene Fußform gezogen wird, sodaß die Form ihn ausfüllt und leicht spannt. So übersieht man die vorhandenen Schäden und dünnen Stellen, hat fürs Arbeiten meist beide Hände frei, wenn man den Leist aufs Knie oder auf den Tisch setzt und kann Stücke Trikotstoff (z. B. alte Strumpfrohre) aufsetzen. Eine einfache Methode, die vielen Strumpfflickarbeitsstunden, die wir Frauen in unserem ach so kurzen Leben opfern müssen, abzukürzen, ohne daß die Qualität der Arbeit leidet. Die Erfinderin des Piëdo ist eine Frau, Clara Büchler, aus Zürich, Stockerstr., die, wie sie selbst sagt, die Sache erfunden hat, mit den Fabrikanten direkt verhandelt, schlechte Ausführungen ihres Artikels zurückweist, sich das Schweizer Patent verschafft hat und die ganze Sache mit Energie in die Hand genommen und ausgearbeitet hat.

Von den interessanten Ausstellungen von Haushaltungsartikeln, Elektrizität, Textilwaren haben wir die vergangenen Jahre eingehender berichtet, nur von der Möbelabteilung möchten wir noch eine Neuheit erwähnen. Es ist dies ein neuartig ausgebildetes Sitzmöbel. Die sogenannten Anti-Mott-Sessel (fabriziert von E. Kyburz, Zürich). Sitz und Rückenlehne, eventuell Seitenpolster sind aus losen Kissen gearbeitet, die auf Stützen aus Spiraldrahtfedern, ähnlich wie bei den Stahlfederbetten, ruhen. Auf diese Weise ist die Polsterung abnehmbar zur Reinigung und doch bleibt der elastische Sitz wie bei den alten schweren Polstermöbeln bestehen. Gewiß eine begrüßenswerte Neuheit, wie sie uns die Mustermesse schon öfters kennen zu lernen ermöglicht hat.

K. K.-O.

Arbeitsmarktlage für Frauen im März 1929.

Am 31. März waren beim Frauenarbeitsamt 290 Stellensuchende (Vormonat 292) eingetragen. Die Zahl der offenen Stellen betrug 449 (431). Die Vermittlungen haben sich erstreckt auf die Gruppen und Berufe: Haushalt, Hilfsarbeit, angelernter Handel und Verkauf, Küchen- und Hauspersonal im Wirtschaftsgewerbe sowie Bekleidungsgewerbe. Der Beschäftigungsgrad ist im allgemeinen als gut zu bezeichnen.

Die stets ziemlich große Anzahl angemeldeter Verkäuferinnen soll Eltern und Vormünder darauf aufmerksam machen, daß nur wirklich intelligente, anstellige Töchter sich diesem Berufe zuwenden sollen, um später eine gewisse Garantie für ein ordentliches Auskommen zu haben.

Die erledigten Aufträge der Wasch- und Putzabteilung betrugen 741.

Frauenarbeitsamt von Stadt und Kanton Zürich.

Von Schriften und Büchern.

„Gewalt und Gewaltlosigkeit" Handbuch des aktiven Pazifismus. Im Auftrage der Internationale der Kriegsdienstgegner herausgegeben von Franz Kobler. Mit dokumentarischem und bibliographischem Anhang und Adressenverzeichnis. 388 S. 8°. Geheftet Fr. 6.50, Mk. 5.20. Leinen Fr. 8.—, Mk. 6.40. Rotapfel-Verlag, Zürich und Leipzig.

Im Zusammenhang mit unserm heutigen Leitartikel, der das Problem des Krieges erneut und mit allem Nachdruck in den Mittelpunkt unserer Gedanken stellt, im Zusammenhang auch mit der gegenwärtig in Genf tagenden Abrüstungskonferenz, die auch die Frauen mit ungeteilter Spannung verfolgen, möchten wir noch einmal auf dieses Buch hinweisen, auf das wir vor einiger Zeit schon durch den Abdruck eines Kapitels „Die Frau und das heroische Ideal" von Rudolf Jeremias Kreutz, die Aufmerksamkeit unserer Leserinnen gelenkt haben. Man mag sich zum Antimilitarismus stellen wie man will, sicher ist, daß man das Problem der Bekämpfung des Krieges nur richtig erfassen und ergreifen wird, wenn man sich mit allen Gesichtspunkten, namentlich auch dem der Gewaltlosigkeit, bekannt gemacht hat.

In dem vorliegenden Werke nun wird zum ersten Mal das Problem der Gewalt in seinem ganzen Umfange aufgerollt. Das Ringen der Zeit mit diesem Problem auf politischem, sozialem, ethischem und religiösem Gebiet spiegelt sich darin. Zugleich enthält es eine umfassende Darstellung der Entwicklung des aktiven Pazifismus. Das Leben Chelcickys, William Penns, der große Kampf der Niederländer gegen den Krieg, die Schicksale des russischen Antimilitarismus, das Wirken Tolstojs, Gandhi und die indische Bewegung, die Geschichte der Kriegsdienstverweigerung in und nach dem Weltkrieg ziehen an dem Leser vorbei. An den historischen Teil schließt sich eine Bearbeitung der praktischen Fragen: das Erziehungsproblem, die Jugendbewegung, das Verhältnis zum Völkerbundpazifismus, die Fragen des Sports und des symbolischen Ausdrucks der Gewaltlosigkeit, die Probleme des Alternativ- und Zivildienstes und die gesamten taktischen Probleme des aktiven Pazifismus werden eingehend behandelt. Mehr als vierzig Mitarbeiter aus beiden Erdhälften, darunter Alfred Adler, Runham Brown, Valentin Bulgakoff, Nikolaus Ehlen, Oskar Ewald, Mahatma Gandhi, John W. Graham, Kurt Hiller, Werner Jantsche, Hans Kohn, Theodor Lessing, B. de Ligt, Hendrik de Man, Olga Misar, Arthur Ponsonby, Leonhard Ragaz, Pierre Ramus, Romain Rolland, Martha Steinitz, Helene Stöcker, Armin T. Wegner, Stefan Zweig haben mitgewirkt. Das Buch enthält auch einen dokumentarischen und bibliographischen Anhang, ein Adressenverzeichnis und interessante Illustrationen.

Wir bitten unsere Leserinnen dringend, auch den Inseratenteil unseres Blattes regelmäßig durchzusehen. Unsere Inserenten unterstützen unser Unternehmen und haben deshalb auch einen Anspruch darauf, daß ihre Inserate berücksichtigt werden.

Anderseits bitten wir, sich bei Bestellungen auf unser Blatt beziehen zu wollen. Dadurch wird dem Inserenten bewiesen, daß ein Inserat in unserm Blatt Erfolg hat.

Wegweiser.

Bern: Montag den 29. April, 20¼ Uhr, im Daheim Lesezimmer: Bernische Akademikerinnen:
Wie stellen wir uns zum Völkerbund?
Vortrag von Frl. Dr. Somazzi.

St. Gallen: Donnerstag den 2. Mai, 20 Uhr, in Neumanns Wiener Café: Union für Frauenbestrebungen:
Hauptversammlung.
Statutarische Traktanden. Berichte über Ergebnisse und Erlebnisse bei der Unterschriftensammlung für die Petition. Heiterer Vortrag: Die Putzmacherin als Suffragette (Frl. Ida Weber).

Rorschach: Sonntag den 28. April, 20 Uhr, im Schäfligarten: St. Gallisches Aktionskomitee für die Stimmrechtspetition:
Die Frau als Mutter im Staatshaushalt.
Vortrag von Frl. Laura Wohnlich.

Uzwil: Montag den 29. April, 20 Uhr, im Wohlfahrtshaus von Gebr. Bühler: St. Gallisches Aktionskomitee für die Stimmrechtspetition:
Warum wollen wir das Frauenstimmrecht?
Vortrag von Frl. Ida Weber, St. Gallen.

Redaktion.

Allgemeiner Teil: Frau Helene David, St. Gallen, Tellstraße 19. Telephon 2513.

Feuilleton: Frau Anna Herzog-Huber, Zürich, Freudenbergstraße 142. Telephon: Hottingen 2608.

Man bittet dringend, unverlangt eingesandten Manuskripten Rückporto beizulegen, ohne solches kann keine Verpflichtung für Rücksendung übernommen werden.

Wettbewerb und Gemeinnützigkeit!

Heute, wo hüben und drüben im Schweizerlande die verschiedensten Wettbewerbe, die für mannigfaltige Produkte werben sollen, ohne Unterlaß veranstaltet werden, verdient das Nagomaltor-Preisausschreiben besonders erwähnt zu werden. Es setzte nämlich — außer andern Preisen — die namhafte Summe von 10,000 Franken aus, die einer gemeinnützigen Institution zufallen sollte.

Nachdem nun die Würfel gefallen sind, teilt uns die Nago A.-G. Olten, mit, die Stiftung „Für das Alter" habe diese 10,000 Franken ausbezahlt erhalten.

Kein Wunder also, daß diese Nagomaltor-Werbung allerorts mit großer Sympathie aufgenommen wurde. Eine wohlverdiente Sympathie übrigens, denn nicht jeder Geschäftsmann versteht es, in solch geschickter Weise seine eigenen Interessen mit denjenigen der Allgemeinheit zu verquicken.

Erholungsheim Rosenhalde Hünibach
(zwischen Thun u. Hilterfingen). Prachtvoll erhöhte Lage am rechten Seeufer, Freundliches Heim für Erholungs- und Pflegebedürftige, Diätkuren. Bäder. Zentralheizung. Sorgfältige Pflege und Aufsicht durch diplom. Rotkreuz-Pflegerin. Pensionspreis Fr. 8.50 bis 10.—. Jahresbetrieb. Beste Referenzen.
PROSPEKTE durch Schwester R. MADER.

Gefahr droht Ihren Kindern!
Ein schwächlicher Organismus ist bei einem nasskalten Wetter allen Gefahren unterworfen. Also, vor allem den Körper kräftigen durch zweckmässige Nahrung. BANAGO ist das ideale Frühstücksgetränk für Kinder. Reich an Aufbaustoffen, Phosphaten und Calciumsalzen, bringt BANAGO dem Organismus just das, was er beim raschen Wachstum gebieterisch verlangt.

BANAGO

Gratis
Eine Musterschachtel BANAGO. Bitte diesen Bestellschein genau ausfüllen und in Couvert oder auf Postkarte geklebt einsenden. Mit 5 Cts. frankieren.
An die NAGO Nährmittel-Werke A.-G. Olten 130
Ich möchte mit ihrem BANAGO einen Versuch machen und bitte um Zusendung einer Musterschachtel, gratis und franko.
Datum und genaue Adresse
b3

Fehlerlos
addiert die Rechenmaschine; nicht in mechanischer Arbeit ist ihr der Mensch überlegen, sondern als denkendes Wesen, das rasch jeder neuen Situation gewachsen ist. Dazu leiten wir junge Leute an durch
Handelskurse
von 6—12 monatlicher Dauer in Buchhaltung, kaufmännischem Rechnen, Handelskorrespondenz, Handelsrecht, Maschinenschreiben, Stenographie etc. und modernen Sprachen.
Handelsfachschule des Humboldtianum Bern
Schlösslistrasse 23 Tel. Bollw. 34.02
Prospekte und Referenzen.
Beginn: 16. April. Dir. Dr. Wartenweiler.

Ferien- od. Erholungsgelegenheit in Arosa
Privat-Pension von Schwester Härlin
Tel. 209 **Villa Bergheim** 15 Betten
kleines gemütliches Heim für Damen u. junge Mädchen.

Privat-Kinderheim, Sonnegg' Arosa
Knaben und Mädchen von 6—15 Jahren finden gute, kurgemäße Verpflegung in sonnigster Lage in Arosa. Schulunterricht. Sonnenbäder. Offene Tuberkulose streng ausgeschlossen.
Prospekte durch
Schwestern F. Meister und Kl. Neuhauser.

Kleine Unkosten
daher kaufen Sie gute
Möbel
billig bei
ALFR. BIERI
Möbelfabrik
Rubigen.

ein Modell aus
Beyers Mode-Führer
(Bd. I: Damen. Preis Fr. 2.50, Bd. II: Kinder. Preis Fr. 1.60)
Alles zum Selbstarbeiten!
Zu beziehen durch die
WELTMODE A.-G.
Zürich 1, Seidengasse 14

ohne mit
FLEURIN
„Fleurin"
„ist für alle Topf- u. Freilandpflanzen das beste
Düngemittel
Nur echt in Originalbüchsen mit dem Namen des Fabrikanten
Erstes Schweizer Fabrikat
Alphons Hörning Bern
In Drogerien, Samen- u. Blumenhandlungen. Büchsen von Fr. 1.– an. K

BUCHHOFERS BERNER KOCHKURSE
Kursleitung Frau E. Suter-Buchhofer, 34, Junkerngasse BERN
Gute und feine Küche, ohne vorherige Kenntnisse bester Erfolg — Buchhofers Kochlehrbuch solid gebunden Fr. 17.—
Prospekte gratis und franko

SCHUHHAUS JB. HIRZEL-BALTENSPERGER
Winterthur
— Obergasse 32 —
Schuhe nach Maß in erstklassiger Ausführung. Empfindliche Füße erfahren besondere Berücksichtigung. Besonders reichhaltiges Lager in schönen, modernen, orthopädischen und Prothos-Schuhen

Soziale Institution in Zürich sucht tüchtige Hilfskraft zur Erledigung der
Sekretariats-Arbeiten
Verlangt wird gute Allgemeinbildung und vollständige Beherrschung aller Bureauarbeiten, incl. Buchhaltung. Bewerberinnen, die schon auf dem Gebiete der Fürsorge gearbeitet haben erhalten den Vorzug. Schriftliche Offerten mit Bildungsgang, Gehaltsansprüchen und Referenzen unter Chiffre **1120** an die Ovag A.-G., Zürich, Tödistrasse 9.

Für die Blinden

Sammelt Staniol
und gebrauchte
Briefmarken
und sendet Beides
aus den Kantonen: St. Gallen, Appenzell, Thurgau, Schaffhausen, Glarus, Graubünden, an das *Blindenheim St. Gallen.*
aus d. Kantonen Basel und Zürich: *Blindenheim Basel* und *Blindenheim für Männer Zürich 4* und *Blindenheim Dankesberg Zürich.*
aus den Kantonen: Luzern, Zug, Schwyz, Uri, Unterwalden, Freiburg, Aargau, Tessin an das *Blindenheim Horw bei Luzern.*
aus den Kantonen: Bern, Solothurn, Wallis an die *Blindenanstalt Spiez.*